In freier Stunde

❖ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ❖

Nr. 255 | **Posen, den 6. November 1929** | **3. Jahrg.**



(15. Fortsetzung). (Nachdruck verboten.)

„Gnädigste können ohne irgendwelche Sorge sein. Es ist in jeder Hinsicht für Ihre Sicherheit Vorkehrung getroffen."

„Ich fürchte mich nicht," sagte sie und zog den breiten Kragen ihres Pelzmantels bis an die Schläfen hinauf, daß er ihre verblaßten Wangen nicht mehr sehen konnte. In ihren Augen stand eine mörderische Angst: Dieser Mensch an ihrer Seite und Nikolaus Dimitri begegneten sich heute nicht zum ersten Male. Sie kannten sich! Hatten sich sofort wiedererkannt!

Was mochte das für ein Ende nehmen!

Regisseur Karsten suchte ein Gespräch in Gang zu bringen, indem er dem Kommissar ein paar Höflichkeiten über Petersburg sagte. Er lobte die bequemen, verständig angelegten breiten Straßen, die regelmäßigen Plätze, die großen geräumigen Gebäulichkeiten und die prächtigen Kirchen.

Kommissar Petroffs blieb immer gleich höflich und undurchdringbar. Nur als Marion ihr Urteil hören ließ: sie habe sich die Stadt ganz anders vorgestellt, ein ruinenhaftes, zusammengeschossenes Dorf, in dem kaum mehr ein Stein auf den anderen geblieben war, lächelte er flüchtig.

„Malerisch ist Petrograd ja nie gewesen," gab er ehrlich zu. Es fehlt die Einheit. Dazu kommt noch, daß es ganz in der Ebene liegt. Kein Teil erhebt sich über den anderen, was gerade bei Prag so wundervoll wirkt. Hier ist alles flach! Nichts wölbt sich! Nichts gruppiert sich! Alles zerfällt, verschwindet. Das tritt besonders jetzt im Winter noch viel mehr hervor."

Karsten nickte zustimmend. Der Kommissar hatte Recht. Es war alles eins. Das grelle Weiß des Schnees stand als Solofarbe dem suchenden Auge gegenüber. Die Wände der Häuser hoben sich nicht vom Boden ab und schienen kaum auf festem Grunde zu wurzeln. Die beschneiten Dächer flossen mit dem Graublau des Himmels zu einer einheitlichen Masse zusammen.

Häßlicher, stickiger Nebel lag über den Straßen, alle Linien verschoben sich! Die Ecken fehlten. Es war, als seien die Häuser ein lockendes, luftiges Fata Morgana-Gebilde, das jeden Moment verflüchtigen konnte.

Der Wagen hielt vor einem Hotel „ersten Ranges", wie Frau Tuney mit einem Gefühl der Erleichterung konstatierte. Sie sah sich um. Nun kam auch das Auto, in welchem Dimitri saß, in langsamem Tempo nachgefolgt.

Als die mollige Wärme des Vestibüls Marions Körper umschmeichelte, wandte sie sich mit einem aufstrahlenden Blick an den Kommissar Petroff: „Alles, alles ist anders, als meine Phantasie es mir zeichnete! — Es ist beinahe wie in Berlin."

Ein vielsagendes Lächeln spielte um seine Mundwinkel. „Ich bin glücklich, wenn Gnädigste zufrieden sind."

„Aber sehr! Ist es denn überall in Petrograd so wundervoll?"

„Nicht überall." Das Lächeln verschwand aus seinem Gesichte.

„Kann man auch die anderen Viertel besuchen? — Ich meine das, was weniger erfreulich zu sehen ist?"

Petroff zog jede Muskel an. Sein Gesicht sagte so viel wie nichts. Dann verneigte er sich mit der Geste eines Weltmannes. „Alle Wünsche und Beschwerden bitte ich an meine Adresse bestellen zu wollen. Ich stehe Ihnen für die Dauer Ihres Aufenthaltes in Petrograd zur Verfügung und hoffe, Sie möchten sich wohlfühlen in unserem neuen, geliebten Rußland."

Karsten hielt noch für einen Moment seine Hand fest und dankte ihm für den Empfang, der ihnen geworden war. Dann folgte er den anderen, die bereits die Treppe hinaufstiegen.

Er bewohnte ein Zimmer für sich allein. Desgleichen Dimitri. Marion bezog ein Prachtgemach, an welches sich Bad und Schlafraum anschloß, sowie ein sehr hübscher Alkoven für die Zofe.

Kaum hatte Dimitri Wasser in das große Becken gegossen, um seinen äußeren Menschen etwas zu säubern, kam Karsten zu ihm hereingeschlüpft. Statt der Ruhe von vorher, trug er nun eine große Nervosität zur Schau. Er stieß hastig Rauchwolken aus seiner Zigarette in den Raum. „Sie kennen den Kommissar Petroff? — —"

„Ja."

„Und wurden ebenfalls erkannt?"

„Es hat so den Anschein. Dimitri strich sich das Haar vor dem Spiegel zurecht und sah hinter sich Karstens fahles Gesicht leuchten.

„Was ist da zu tun?" Der Regisseur bohrte die Augen in den Spiegel, daß sich Dimitri nach ihm zurückwandte.

„Vorläufig gar nichts — als die Ruhe zu bewahren."

„Wer ist dieser Petroff?"

Dimitri zögerte mit dem Sprechen.

„Freund oder Feind," drängte Karsten.

„Ich weiß es nicht."

„Herrgott! Das müssen Sie doch wissen." Der Regisseur hatte seine ganze Laune eingebüßt.

„Es ist ja möglich," sagte Dimitri langsam, „es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß ich nichts von ihm zu fürchten habe. Es ist — mein früherer Chauffeur."

„Und war immer gut gehalten?" forschte Karsten.

„Immer."

„Na also dann! — —" Der Regisseur wußte selbst nicht, was er damit sagen wollte, aber es wurde ihm nun doch etwas leichter um die Seele. „Sie gehen natürlich, so wenig als möglich aus, verehrter Dimitri! — —" Er horchte auf. Von nebenan kam ein Knarren, als ob jemand Schranktüren auf- und zuschlösse. „Verdammt! Das war ja ein sehr netter Anfang, wenn man schon in der ersten Stunde Zähneklappern bekam und merkte, wie die Nerven rebellierten. „Vielleicht essen Sie auch in Ihrem Zimmer, lieber Bogner?" Er tuschelte Nikolaus etwas ins Ohr, was diesen auflachen ließ.

„Sie müssen mich ja für grenzenlos feige halten, Herr Regisseur."

„Ach was, feige! Dieses Petrograd hat soviel Blut geschluckt, daß es einem ganz übel wird, wenn man daran denkt. Und schließlich trag' ich doch auch die Verantwortung für Sie, weil ich Sie ja doch hergelotst habe! — Na! — Vielleicht! Jedenfalls horche ich diesen Petroff aus! Ich horche ihn aus! Machen Sie sich einstweilen so unsichtbar als möglich!"

Auf dem gutdurchwärmten Korridor stand Frau Marion und hielt den Mund zu einer Frage offen. Aber Karsten kam ihr zuvor. „Bogner ist ein klein wenig unpäßlich. Kommt nicht zum Abendtisch. — Darf ich Ihnen meinen Arm leihen?"

Marion verstand den Druck seiner Hand, mit dem er ihre Rechte durchzog und festhielt. „Spitzel?" flüsterte sie erregt.

„Ja! — Das heißt — der Kommissar und Dimitri sind alte Bekannte."

Sie erschrak über die Maßen. „Möglich? Ich habe mir's aber gedacht! — Wie sich die beiden angesehen haben: Das bist du — und das bist du! — Jeder Irrtum ausgeschlossen. Wissen Sie, wie das weitergehen soll, verehrter Karsten?"

„Sie fragen mich zuviel, Frau Marion."

„Möglicherweise geht es uns allen an den Kragen.“

Sie kann noch lachen, dachte Karsten und ärgerte sich über die schöne Frau, die Stufe für Stufe nahm, um nach dem Speisesaal hinabzugehen. Er hatte einen Riesenhunger gehabt. Nun war jeder Appetit verflogen. Wie die Tuney nur mit solcher Ruhe essen konnte! Das ärgerte ihn abermals. Er blieb sehr einsilbig, sah wie Marions spöttischer Blick ihn streifte und würgte einige Bissen hinunter. „Was sagten Sie? —“ Er neigte sich zu ihr über den Tisch, da er nicht verstanden hatte, was sie ihm zuraunte.

Sie konnte es nicht wiederholen, denn Petroff stand, wie aus dem Boden gewachsen, vor ihnen und fragte, ob seine Gesellschaft angenehm wäre. Marion warf ihm einen rätselhaften Blick zu. Der ehemalige Chauffeur war weltgewandt wie ein Dandy. Es wäre Karsten lieber gewesen, wenn er einen Bauern vor sich gehabt hätte, obwohl — auch Bauern können zuweilen sehr schlau sein, wenn es darauf ankam.

Das Gespräch belebte sich. Es wurde französisch geführt. Marion sprühte vor Laune. „Ich wickle ihn ein,“ beschloß sie.

„Lieber Herr Kommissar. Kann man doch auch ruhig schlafen in Ihrem Petrograd? — Wird man nicht plötzlich aus dem Bett geholt und vor ein Tribunal geschleppt und einem hochnotpeinlichen Verhöre unterzogen?“

Petroff wurde von ihrem Lachen angesteckt. „Es könnte immerhin vorkommen, Madame.“

„Uh! — — Dann nützt es wohl auch nichts, wenn man sich einriegelt?“

„Nicht das geringste.“

„Wo will sie denn hinaus?“ quälte sich Karsten. Er begriff nicht ganz, bis ihm Marions folgende Frage vollständige Erklärung brachte.

„Wir würden dann also zu sechsen in die Peter-Pauls-Festung eingeliefert?“

„Sehr wahrscheinlich nur „einer“, Madame.“

Karsten hielt die Hand um die Wulst des Stuhles geklammert. Mehr zu wissen, war eigentlich gar nicht mehr nötig. Marion verlor etwas an Farbe, dann lachte sie drollig auf: „Lieber Karsten — dieser eine werden ohne Zweifel Sie sein, weil Sie unser Führer sind. Lassen Sie uns wenigstens den Film fertigkurbeln, Herr Kommissar! — Dann können Sie ihn haben.“

„Sie sind ungemein liebenswürdig, Frau Marion.“ Karsten gab sich den Anschein, als wäre er tief gekränkt. Sie war doch in jeder Hinsicht ein famoses Weib, das nicht so leicht in die Flucht zu schlagen und zu übertölpeln war.

Einige Russen betraten den Speisesaal. Petroff ging auf sie zu, führte sie an den Tisch der Deutschen und stellte dieselben vor. Marion behielt kaum einen der Namen. Die kurzen, und jene, welche leicht zu merken gewesen wären, wurden von den anderen verschlungen, die sich zungenbrecherisch dehnten. Zuletzt war jeder derselben vergessen.

Es ging auf Mitternacht, als Karsten mit ihr die Treppe hinaufstieg. „Ich will noch rasch einen Sprung zu Bogner hineinmachen,“ beschied er in absichtlich lautem Tone und pochte an dessen Türe.

Sie war versperrt. Er klopfte, er klopfte noch einmal, aber es regte sich nichts.

„Lassen Sie ihn doch schlafen,“ mahnte sie dringend.

Karsten sah ein, daß es vielleicht das beste war, ihm die Ruhe zu gönnen. Man würde ja nicht schon gleich die erste Nacht dazu benützen, ihn aus dem Bette zu holen. Uebrigens hatte er einen so leisen Schlummer, daß er unbedingt alles hören würde, wenn sich etwas Unvorhergesehenes ereignen sollte.

Eine Viertelstunde später lag das ganze Hotel in tiefster Ruhe. Nur in Frau Marions Schlafzimmer brannte die kleine, mattblaue Ampel über dem riesigen Doppelbett. Sie hatte noch eine sehr wichtige Unterredung mit ihrer Zofe. Siga bekam erst ganz kreisrunde Augen, die vor Schreck weit offenstanden. Dann beruhigte sie sich, sah, daß die Herrin ohne jede Furcht war und legte sich mit einem Aufseufzen in die Kissen des Nebengemaches.

Was war dieses Rußland für ein entsetzlicher Boden!

* * *

Im Schatten der Newskij-Perspektive, Petrograds herrlichster und interessantester Straße, schlich eine Gestalt dahin, blieb stehen, tastete weiter, horchte, — ließ sich zu Boden gleiten, grub das Gesicht tief in den weißen Schnee und schob sich dann an der Mauer wieder zur Höhe.

Ein kalter Nordostwind pfiff um die Ecken und schnitt wie eine Säge in Haut und Fleisch.

Nun huschte der Schatten am englischen Kai entlang. Die Riesenkuppel der Isaakskirche warf einen tintenförmigen Flecks von ungeheurem Ausmaße auf den schneebedeckten Boden. Wo das Monument Peters des Großen gestanden hatte, war der Platz leer. Der Turm der Admiralität hob sich weithin sichtbar in den frostklaren Nachthimmel.

Der Schnee knirschte schreiend auf, der nächtliche Wanderer duckte sich urplötzlich eng in die Nische eines Mauerwerkes. Eine Patrouille kam mit schwerem Schritt des Weges. Worte flogen auf, sie kamen aus tiefen Schächten. Der hochgezogene Pelz verschlang einen Teil der Laute.

„Teufel und eins! Feodor, reib mir die Nase, sonst ist sie [illegible]!“

Einer aus der Patrouille bückte sich, nahm Schnee in die Hand und rieb dem anderen das gefährdete Glied.

„Macht, daß ihr weiterkommt, mir frieren die Ohren zu.“ Einer der Soldaten taumelte, fiel gegen die Wand und vermochte die Lider nicht mehr zu heben.

Zwei Kameraden packten ihn unter dem Arm und zogen ihn mit sich fort. Ein Gewehrkolben flog gegen eine Türe.

Lichtschein kam aus einem breiten Flur und fiel grell und aufdringlich in breiten Bündeln über die Straße. Man sah im Innern eine schmale Treppe, die sich in doppeltem Zuge nach der ersten Etage hinaufwand.

Worte gingen hin und her. Die Türe schlug wieder zu. Ein Teil der Patrouille schritt weiter, das heißt, er lief jetzt so eilig, als wüßte er den Feind hinter sich.

Es war keine nette Aussicht, auf glatter Straße zu erfrieren.

Der Mann in der Hausnische verspürte kein Glied mehr. Hände, Augen, Ohren, Nase, alles war ohne Gefühl. Vielleicht fand sich in der Nähe eine Wärmestube, obwohl — es konnte eine Gefahr ohnegleichen für ihn werden. Aber es ging nicht anders. Im selben Augenblicke öffnete sich die Haustüre wieder und die Soldaten traten über die Schwelle. Ihr Schritt war so eilig, wie der der Kameraden vorher. Ehe die Türe sich wieder schloß, hatte Dimitri den Fuß dazwischen geschoben.

„Erlauben Sie, daß ich mich etwas wärme?“

Es wurde ohne weiteres gewährt. In dem großen Zimmer, in das er geführt wurde, strömten aus dem Riesenofen mollig-wohlige Temperaturen.

Dimitri verschlang den Wärmespender mit den Augen. So ein russischer Ofen war das vollkommenste, was Menschen ausgeklügelt hatten. In vier bis fünffachem Zuge wand sich die Hitze durch die Kacheln, ehe sie in den Schornstein strömte.

Sie erwärmten sich allerdings etwas langsamer — viel langsamer — als sein eisernes Oefchen in Deutschland, das schon mit einigen Briketts zum Glühen kam. Dafür hielt er aber auch Stunden her, man brauchte nicht den ganzen Tag zu schüren und zu feuern.

In Deutschland heizte eigentlich nur die Flamme, während man hier die Birkenstämme im Bauche des Kachelriesen vollkommen verknistern ließ. Der Mann, welcher ihn einlud, sich zu setzen, griff nach einem eisernen Feuerhaken und rührte in dem glühenden Kohlenbrei, daß die Funken stoben.

Ein junges Mädchen trat mit einer Tasse Tee zu Dimitri. Er schämte sich, so gierig hatte er danach gegriffen und verbrannte sich die Lippen, als er sie sofort an den Mund setzte. Es rann wie Feuer durch sein Inneres. Es war mehr ein Grog, als Wasser gewesen, das er da hinunterschluckte.

Mit einem Danke stellte er das Glas zurück, sah die Augen des Mannes forschend auf sich gerichtet und wurde unsicher. Vielleicht wäre es besser gewesen, draußen zu erfrieren, als hier in der Wärme zu sitzen und Tee zu trinken.

Er erhob sich, zog den Mantelkragen hoch, verneigte sich und sprach seinen Dank aus. Ehe er die Klinke gefaßt hatte, legte sich ihm eine Hand auf die Schulter. „Es gibt Spione in Petrograd, Lubesnai (mein Lieber).“

„Ich weiß es.“ Dimitri fror trotz des Schweißes, der ihm über den Rücken tropfte.

„Ich kenne Sie nicht,“ sagte der Mann, „und wenn — ich will Sie nicht kennen.“

Dimitris Finger klebten an der Messingklinke, als wären sie dort angeeist. Er brachte keinen Ton hervor.

Als er wieder auf der Straße stand, sah er nach den hohen Doppelfenstern zurück, hinter denen ein mattes Licht schimmerte, drückte sich vorsichtig im Schatten der Mauern entlang und begann dann zu laufen. Die Kälte schnitt ihm bis ins Herz. Zu den eisigen Stößen des Nordostwindes gesellte sich nun ein Schneetreiben, welches so urplötzlich und mit solcher Wucht einsetzte, daß es ihn beinahe über den Haufen warf.

(Fortsetzung folgt).

Wenn der Schornstein nicht ziehen will.

An Ofen und Schornstein denken darf man nicht dann erst, wenn der Winter schon vor der Tür steht und das Heizen beginnen soll. Man hat dann seine liebe Not mit Qualm und mangelndem Luftzug, wenn der Rauch nicht durch den Schornstein unbehindert abziehen kann. Also muß die ganze Abzugsanlage ebenso gründlich gereinigt und nachgesehen werden wie die einzelnen Feuerstellen, und etwa nötige Reparaturen sind nicht hinauszuschieben.

Nun kann aber auch — und das kommt gar nicht so selten vor — die Abzugsanlage für den Rauch insgesamt oder in einem Teil unzweckmäßig angeordnet sein. Ob eine solche

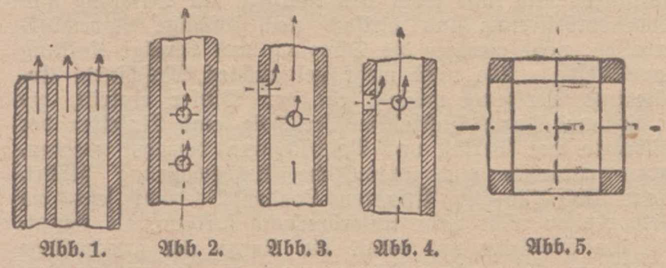


Abb. 1. Abb. 2. Abb. 3. Abb. 4. Abb. 5.

ständige Quelle des Aergers nicht auch, soweit es möglich ist, noch vor der Heizperiode beseitigt werden könnte, mag sich jeder rechtzeitig fragen. Zur Erkennung eines baulichen Mangels am Schornstein mögen die beigegebenen Abbildungen dienen.

Von den vielfach üblichen drei nebeneinander hochgehenden Rohren („russische Rohre") der Abb. 1 dient gewöhnlich das mittlere Rohr als Dunstabzug für Küche, Waschküche usw. Dann werden die beiden rauchabführenden Rohre gleichmäßig etwas abgekühlt, was aber nicht der Fall ist, wenn das Dunstabzugsrohr an einer Seite liegt. Das ihm benachbarte Rauchabzugsrohr zieht dann schlechter als das außengelegene, und die Folge davon kann Rauchbelästigung sein.

Deren Ursache ist aber ungleich häufiger durch verkehrte Einführung der Ofenrohre in den Schornstein gegeben. Ist diese so geartet wie in Abb. 2, dann schneidet ein Zug den

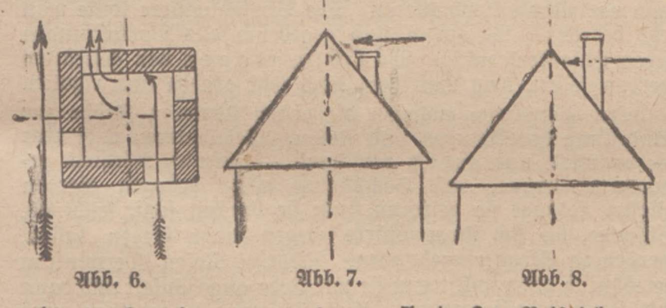


Abb. 6. Abb. 7. Abb. 8.

anderen ab, wie man zu sagen pflegt. Im Beispiel von Abb. 3 liegt der Umstand viel günstiger, und wenn die Rohre in gleicher Höhe eingeführt werden (vgl. Abb. 4!), dann hat man wohl die beste Anordnung.

Rauchbelästigung tritt weiterhin häufig dann ein, wenn der Wind nach unten in den Schornstein drücken kann. Daher deckt man die weit verbreiteten deutschen Schornsteine mit einer Platte ab, die auf vier Eckpfeilern ruht (vgl. Abb. 5!). Da aber die so entstehenden Schlitze den Wind frei durchziehen lassen, kann er auch im Schornstein nach unten stoßen oder so stark über den Schornsteinkopf streichen, daß der Rauch nicht ins Freie kann. Es ist demnach zweckmäßiger, den deutschen Schornstein so abzudecken, wie es Abb. 6 zeigt. Hier bricht sich die Kraft des Windes stets an einer Mauer, und er kann niemals frei durchziehen; bei dem so gewissermaßen erzwungenen Umbiegen wirbelt der Wind den Rauch mit her-

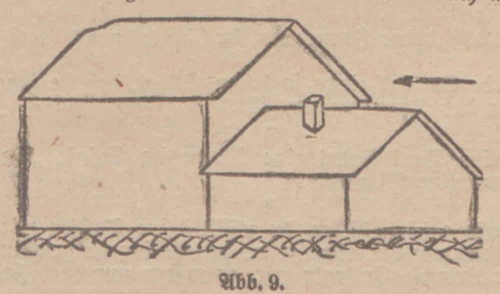


Abb. 9.

aus. Infolge des ungleichmäßigen Verhältnisses von Schlitz und Mauer wirkt der außen vorbeistreichende Wind rauchansaugend. Die gefiederten langen Pfeile in Abb. 6 zeigen die Windströmungen zum und im Schornstein an.

Grundfalsch kann ferner die ganze Anordnung des Schornsteins sein, wofür Abb. 7 ein häufig anzutreffendes Beispiel gibt. Die in der Pfeilrichtung kommenden Winde stoßen gegen das Dach und verhindern den Rauchabzug. Im Gegensatz dazu zeigt Abb. 8 die richtige Anordnung des Schornsteins, dessen Kopf stets über dem Dachfirst liegen muß. Der eben gekennzeichnete Mangel macht sich auch bei den sehr häufig vorkommenden Fällen bemerkbar, wo ein kleineres Gebäude an einem größeren liegt (vgl. Abb. 9!). In dem kleineren Gebäude wird dann kein Rauchabzug stattfinden, wenn der Wind in der Pfeilrichtung kommt, er sich also gegen den höheren Giebel des Nachbarhauses stößt. Der Schornstein muß auch hier erhöht werden.

Schornsteinaufsätze, die es in großer Mannigfaltigkeit gibt, sind wohl wirksam, wenn ihre Bauart zweckmäßig ist. Aber auch der beste Schornsteinaufsatz muß oft versagen, wenn die Anordnung des Schornsteins von Grund auf verkehrt ist.

Moderne Gespensterschiffe.

Die Sage vom „Fliegenden Holländer", uns allen bekannt, wird nie sterben. Jedes schiffahrttreibende Volk hat seinen Fliegenden Holländer — aber merkwürdig ist, daß auch in unserer Zeit der „Aufklärung" die seltsamsten Vorgänge von glaubwürdigen Männern geschildert werden.

Der Kapitän des dänischen Motorschiffes „Mexico", das sich gegenwärtig auf der Suche nach dem kürzlich verschollenen dänischen Schulschiff „Köbenhavn" befindet, berichtet soeben, von Einwohnern der Insel Tristan de Cunha sei ihm gemeldet worden, die „Köbenhavn" sei etwa eine Viertelmeile von dem Tristan-Riff entfernt gesichtet worden. An Bord des Schiffes habe man keinen Menschen wahrnehmen können, das Steuer sei unbemannt gewesen. Als aber die „Köbenhavn" scharf auf das Riff zusteuerte und man jeden Augenblick das Auflaufen des Schiffes erwartet habe, sei plötzlich das Schulschiff jäh abseits geschwenkt und dann im Nebel verschwunden. —

Man darf daher nun auch die „Köbenhavn" der langen Liste der „Gespensterschiffe" hinzufügen, die man in allen Meeren der Welt gefunden hat.

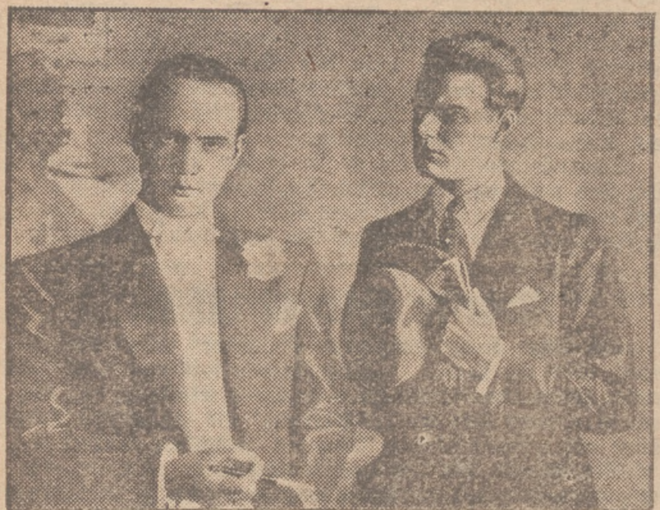
In den westindischen Gewässern stieß unlängst ein holländischer Passagierdampfer auf einen Frachtdampfer, der offensichtlich steuerlos umhertrieb. Als eine Mannschaft das treibende Schiff bestieg, fand sie dort als einziges Lebewesen einen großen Jagdhund, der durch Furcht und Entbehrung fast toll geworden war. Bei näherer Untersuchung des Schiffes bemerkte man, daß die Kessel noch Dampf enthielten, obwohl die Zuführungsrohre abgestellt waren; im Kartenhaus steckte ein Federhalter zwischen den Seiten des Logbuches, und die Tinte an der Feder war noch nicht trocken. Soweit man feststellen konnte, hatte ein Kampf an Bord nicht stattgefunden, ebensowenig hatte in dem Gewässer in den letzten Tagen ein Sturm gewütet; das Geheimnis wurde dadurch vermehrt, daß zwei der Rettungsboote und ein Beiboot des Schiffes fehlten.

Ein Walfischfängerschiff von Peterhead berichtete vor einiger Zeit, es habe in der Barentsee ein seltsam aussehendes Schiff gesichtet, das vom Sturm und Wetter arg mitgenommen war. Alle Boote des Schiffes hätten gefehlt; als man jedoch das Schiff durchsuchte, habe man auf dem Fußboden einer Kabine die Leiche eines jungen, wunderschönen Mädchens gefunden, die durch die große Kälte vollkommen erhalten geblieben war. Dicht neben der Toten fand man, am Tische sitzend, die Leiche eines jungen Mannes, der Stahl und Stein in der Hand hielt, als ob er Feuer schlagen wolle. In einer anderen Kabine fand man eine dritte Leiche. Schiffspapiere waren nicht aufzufinden, ebenso konnte man nichts finden, was über den Heimathafen oder die Nationalität des Schiffes hätte Aufschluß geben können.

Außerordentlich gespensterhaft und geheimnisvoll klingt der Bericht, den der Kapitän des französischen Segelschiffes „Emilie Galline" im Jahre 1922 erstattete. Der Kapitän befand sich auf der Fahrt um das Kap Hoorn, als er plötzlich auf eine Gruppe schwimmender Eisberge stieß. Als er vorsichtig einen Weg zum offenen Wasser suchte, stieß er wieder auf einen riesigen Eisberg, der auf seiner Spitze, etwa vierzig Meter über dem Meeresspiegel, ein großes, dreimastiges Schiff trug. Das Schiff schien vollständig unversehrt zu sein und obwohl keins der Rettungsboote fehlte, konnte man weder auf dem Schiff noch auf dem Eisberg ein Lebewesen sichten.

Der wiedererstandene Stuart Webbs.

Im Tempelhofer Ufa-Atelier, wo das Syndikat diesen ersten Stuart-Webbs-Film dreht, hat Robert Neppach einen veritablen Schlafwagen aufgebaut, mit allen Schikanen der modernen „Wagons-lits" der internationalen Luxuszüge. Der Wagen ruht auf großen Federn, so daß die rhythmischen Stoßbewegungen naturgetreu erscheinen. Dieser Wagen war nun dieser Tage der Schauplatz interessanter Aufnahmen. Stuart Webbs muß unbefugterweise in das Abteil des internationalen Gauners McCornick einbrechen, um dort nach einem politischen Dokument zu suchen, bis er von einem falschen Webbs verhaftet wird.



Ralph Cancy und Paul Hörbiger in dem neuen Stuart-Webbs-Film „Das grüne Monokel".

Ralph Cancy, der homo novus, der den Namen Webbs zu neuen Ehren führen soll, Gaston Modot und Paul Hörbiger sind die Hauptakteure dieser Szene im Schlafwagen. Die breite Gestalt Rudolf Meinerts hat alle Mühe, sich in die Winkel zu zwängen, die sich der Kameramann Goldberger für seine Einstellungen aussucht. Ruhig, mit leisen Worten, dirigiert er die Darsteller, die mit Hingebung den Intentionen Meinerts folgen.

In der Garderobe trifft man Betty Bird beim Schminken, sie ist schlanker geworden und freut sich auf die nahen Freiaufnahmen, denn das Thermometer im Glashaus zeigt 36 Grad.

In den ersten Septembertagen schon wird man den neuen Stuart Webbs mit seinem ersten Film in den deutschen Lichtspielhäusern sehen.

Aus aller Welt.

Mordprozeß in England. Der „Inquest", die öffentliche Sitzung eines Laienrichters mit Schöffen zwecks Feststellung der Todesursache eines auf gewaltsame Art ums Leben Gekommenen, ist eine uralte englische Institution und wie die meisten ihrer Art eine undeutlich definierte Sache von elastischen Grenzen. Der Vorsitzende ist im allgemeinen ein Mediziner von nur oberflächlicher juristischer Bildung. Er gibt sich in vielen Fällen damit zufrieden, die Todesart zu nennen und den Mörder — wenn es sich um Mord handelt — nur dann im Verdikt erwähnen zu lassen, wenn die Schuld bewiesen scheint. Dann kommt die Gerichtsverhandlung als nächster Schritt im Drama — mit Gefängniszelle und Henkerschritt in Bereitschaft hinter der Bühne für den letzten Akt. Das englische Gerichtsverfahren ist für festländische Begriffe stets sehr eigenartig und oft dramatisch. Die neueste Nummer des Illustrierten Blattes (Nr. 45) zeigt den Sensationsprozeß gegen einen amerikanischen Schauspieler, dessen Unschuld durch das „Inquest"-Verfahren ans Licht kam. Dieselbe Nummer bringt einen ausführlichen Bericht über das Leben der Studenten an den deutschen Universitäten, der gerade jetzt zu Semesterbeginn viele Freunde finden wird. Er zeigt, wie aufreibend und vielseitig das Leben des deutschen Studenten ist, wie die Kluft zwischen Volk und Akademiker übersprungen scheint und wie die Studenten bereits mitten im tätigen Leben stehen. Die Leser wird es besonders interessieren, daß ein neues Preisrätsel veranstaltet wird, und zwar wieder das beliebte Schnittmusterrätsel. — Die Entwicklung des Flugwesens interessiert allgemein. Die Junkerswerke in Dessau haben ein Serienflugzeug herausgebracht, das das Luftfahrzeug auch privaten Kreisen zugänglich machen wird. Ueber seine Vorzüge berichtet ein eingehender Bilderartikel. Noch immer gibt es falsche Vorstellungen über die geheimnisvollen Freimaurer. Ein ausführlicher Bericht über die französische Freimaurerei dürfte manches Licht über dieses Dunkel werfen. Die chinesische Korrespondentin berichtet über den chinesischen Soldaten, während der aktuelle Teil besonders reichhaltig ausgefallen ist. Das Blatt ist von Samstag an überall erhältlich.

Feld und Garten.

Arbeiten vor der Winterruhe.

Wo Rübenernte und späte Saat noch in den November hineinkommen, geht es hurtig auf das Beenden hin; denn die Hackfrüchte müssen fertig eingemietet sein, wenn der Frost kommt. Wann das sein wird, vermag niemand zu sagen, und daher heißt es, bereit zu sein. Nur wird man auch öfters Zeit finden, an das Ausbessern der Feldwege, an die Beschaffung von Streumaterial und alle möglichen Verbesserungen auf Aeckern und Wiesen (insbesondere Gräbenziehen und Legen von Dränröhren) zu denken. Das Tiefpflügen zur Frühjahrssaat, das Ausstreuen von Kalisalzen und Kalk sowie das Mergeln zur Düngung und Bodenverbesserung sind vielfach noch wichtige Novemberarbeiten, nicht weniger die Düngung und etwaige Kalkung der Wiesen. Alle nicht mehr gebrauchten Maschinen, Geräte und Werkzeuge müssen, ehe der Winter eintritt, gereinigt und durch Anstreichen der Holz- und Einfetten der Eisenteile vor Verfall und Beschädigung bewahrt werden, wozu natürlich auch ordentliche Aufbewahrung gehört. Namentlich für den kleineren Landwirt kommt jetzt, wo Feldarbeiten nicht mehr Unterbrechung fordern, die Hauptzeit des Dreschens und damit die Sorge um zweckmäßige Aufbewahrung der Körnerernte, bei welcher Verderben der Frucht und Verringerung durch Mäuse und andere Schädlinge möglichst ausgeschaltet sind.

Im Gemüsegarten bleiben Winter- und Rosenkohl noch draußen, während alles andere fertige Gemüse unter Dach und Fach kommt. Für Möhren-, Petersilie- und Spinatbeete muß Deckmaterial bereitgehalten werden; geringer Frost schadet diesen Gewächsen noch nicht. Die Beete für die Frühjahrsaussaaten müssen jetzt schon hergerichtet werden. Wo geerntetes Gemüse im Keller aufbewahrt wird, ist angemessen zu lüften, wenn man nicht große Verluste durch Verderben in Kauf nehmen will.

Arbeiten mannigfacher Art gibt es noch im Obstgarten. Die Kronen sind auszuschneiden, die Baumscheiben zu graben und zu düngen, die Stämme anzukalken usw. Neupflanzungen können noch solange gemacht werden, wie das Wetter es zuläßt. Abgefallenes Laub kann man vorteilhaft kompostieren. Die Pfirsichspaliere sollte man jetzt bedecken. Weiterhin sind gegebenenfalls Vorkehrungen gegen Hasenfraß nötig. Wo Obstanlagen neu geschaffen werden sollen, mag man das Land jetzt graben und rigolen.

Im Ziergarten zwingen die ersten stärkeren Fröste zur Eindeckung der Stauden und Rosen. Bei letzteren muß aber — es wird nur zu oft versäumt — darauf Rücksicht genommen werden, daß Hochstämme nicht gebogen werden dürfen, solange sie gefroren sind; sie brechen sonst leicht ab. Stämme, die sich ihrer Stärke wegen nicht biegen lassen, werden in Stroh eingebunden. Niedrige Rosen überwintern gewöhnlich ganz gut, wenn sie mit Erde angehäufelt und dann mit Laub bedeckt werden. Auch Tulpen-, Hyazinthen- und andere Blumenbeete sollen bei starkem Frost überdeckt werden, wozu man vorteilhaft kurzstrohigen Dünger nimmt. — Die Zimmerpflanzen vermerken jetzt starken Temperaturwechsel übel und sollten daher öfters bespregt werden, wo sie in geheizten Zimmern stehen. Frühe Hyazinthen kommen nach der Durchwurzelung zum Treiben; Veilchen und gefüllte Primeln können jetzt schon im Zimmer durch ihre Blüten erfreuen.

Fröhliche Ecke.

„Eben sagte mir jemand, daß ich so aussehe wie du."
„Wer war das? Den schlage ich nieder!"
„Das habe ich bereits besorgt!"

*

„Hörte dich deine Frau, als du heute nacht nach Hause kamst?"
„Leider! Sie hat einen so leisen Schlaf, daß sie sogar aufwacht, wenn das Thermometer fällt."

*

Der kleine Paul findet eine Raupe im Salat: „Sag mal, Papa, ist das eine Vitamine?"

*

„Ich habe gehört, Peter, du willst deine Tochter mit einem Mann verheiraten, der vier Jahre im Gefängnis gesessen hat?"
„Dieser Lump! Er sagte mir, es waren nur drei Jahre!"

*

Helene: „Ich finde, Erna ist ein Bild der Gesundheit."
Dora: „Ist auch selbst von ihr gemalt."